

Zur guten Stunde

Bestellt!

Von Oswald Richter

Tief schwarze Nacht. Meer und Himmel schienen in eins verwachsen zu sein. Genau so dunkel wie alles andere war ein Boot, das sich langsam durch die Wellenberge schob. Es schlug förmlich dahin, lautlos, als sei ein Opfer in der Nähe.

Im Funkenraum des Küstenbootes „U 64“ war es drückend heiß. Kein Fenster durfte geöffnet werden. „Verdammt! Das ist ja der reinste Bratofen!“ rief Sergeant Jim Stone seinem Freunde, dem Funker Bill Risto, zu. „Soffentlich kriegen wir ihn heute zu fassen.“

Bill Risto legte den Hörer ab, dabei grimmig ausstehend: „Vor einer halben Stunde habe ich ihn gehabt. Dann war er weg. Sie können nicht weit sein — Was macht Marry?“ fragte er, schnell das Thema wechselnd.

„Danke, gut“, entgegnete Jim Stone breit. Langsam ließ er sich nieder und holte aus einer Tasche die Photographie einer jungen, hübschen Frau hervor. „Wollen bald heiraten“, fuhr er in seiner behäbigen Art fort.

„Habt ihr denn genug Geld?“ fragte der Funker verwundert.

„Ich nicht, aber Sie, genügt wohl auch. Marry hat ein kleines Erbe, und Sie verdienen auch ganz gut“, erklärte er befriedigt.

„Ich war gestern an Land und sah in der Stadt deine Braut mit einem Mann. Er gefällt mir nicht, Jim! Er sieht wie ein Berberber aus und beide taten sehr vertraut.“

„Ja“, erwiderte Jim knapp, „man soll nie nach dem Aeuheren gehen. Ich kenne ihren Chef. Ist ein feiner Kerl. Er tut Marry viel Gutes. Und auf Marry kann ich mich verlassen.“

Nun wurde es wieder still in dem kleinen Raum. Über die Wellen der verschiedenen Sender brummen und quellen. Bill Ristos Gesicht nahm plötzlich einen gespannten Ausdruck an. Dann hatte er sich im Nu den Kopfhörer übergestülpt. „Verdammt!“ rief er aus. „Da ist er schon wieder. Da, ich glaube, Jim, heute noch sehen wir den verfluchten Schmuggler. Sag dem Kapten Bescheid, er soll mitabhören kommen.“

Wenige Minuten später flog die Tür auf und Jim erschien in Begleitung eines Offiziers, der sofort den zweiten Kopfhörer ergriß. Angepannt lauschte er. Plötzlich lautete der Hörer auf den Tisch. „Wir haben Sie!“ rief er aus. „Den Standort kenne ich. Falls Sie wechseln, Risto, mir sofort Bescheid geben. Stone, Alarm!“ Raus war er. Mit äußerster Kraft jagte das schnittige Polizeiboot den Wasserbergen entgegen, und wie ein Keil raste es hinein und durch Eisast Klug der Sturm den Männern entgegen, die an den Geschüßen und Maschinengewehren in Bereitschaft standen. „Keinardon geben“, hatte der Offizier noch gesagt. Er wußte, daß die Gegner gefährliche und verzweifelte Gesellen sind.

In immer schneller werdender Fahrt schob das Boot durch die Wellen. Da brach ein kurzer Befehl die Kraft der Motore. Sie hatten nach den angezeigten Funkstellen den Standort des Schmugglerbootes erreicht. Und schon züchte die Stimme des Offiziers: „Dort sind sie... Eins... zwei Boote. Fertigmachen! Vorwärts!“

Jetzt zeichneten sich aus der Dunkelheit die Konturen zweier Boote ab.

Durch die Stille hallte der knappe Befehl des Offiziers: „Anstrahlen!“ Im selben Moment zerriß der grelle Strahl des Scheinwerfers die Dunkelheit und verblühte sich förmlich in die beiden Schmugglerboote.

Bevor der Offizier „Beidrehen“ brüllte konnte, knatterten drüben schon die Maschinengewehre und die Geschosse setzten über das Deck, einen Mann niedermähend. „Beide Geschütze Feuer!“ brüllte der Offizier.

„Schweinebandel!“ fluchte Jim Stone zwischen den Zähnen.

Und jetzt bekamen die leichten Geschütze, und zischend lauteten die todbringenden Geschosse dem Feinde entgegen. Ein dumpfer Knall überdeckte den Lärm. Im selben Moment brannte das kleine Schmugglerboot in einem graulichen Feuerchein; Lichterloh schien das Meer zu brennen, und wie zur Krönung des gewaltigen Schauspielers barst das getroffene Boot auseinander.

Klöhnend nahm das andere Schmugglerboot den Kampf auf. Granaten und Kugeln legten über das Deck, ab und zu einen Polizisten zu Boden reichend. Dabei rasteten die Boote mit äußerster Kraft vorwärts. „Verdammt!“ schrie plötzlich Sergeant Wilkins, „mich hat's getroffen.“ Seine Hand fuhr zur Schulter; zwischen den Fingern quoll das Blut hervor. Langsam sackte der Kamerad zur Seite.

Sofort, ohne Befehl vom Offizier, war Jim Stone am Geschütz.

„Das Steuer getroffen!“ riefte nach einigen Sekunden der Offizier lachlich fest. „Alle Mann fertig zum Angriff! Handgranaten raus! Keinardon geben!“

Sprungbereit, hinter Verschanzungen, standen die Polizisten. Aber der da drüben feuerte noch wie wahnsinnig mit seinen zwei Maschinengewehren.

„Verteufelte Kerle!“ fluchte der Offizier. Er verstummte jäh. Er taumelte. „Weiterfeuern!“ brüllte er Jim zu. Schon stand er wieder fest. „Ein Streifschuß nur!“ rief er befreit aus. „Na, wartet mal!“

Jetzt war das Polizeiboot herangekommen. Mit gewaltigem Schwung schleuderte Jim eine Ladung Handgranaten gegen das ratternde Maschinengewehr. Eine grelle Stachlamme, eine donnernde Explosion, das Geschütz verstummte jäh. Im Scheinwerferlicht luden eilige Gestalten zu kommen.

Nun lag man Bord an Bord. Die Maschinengewehre setzten über das Deck des Schmugglers. Mit einem mächtigen Schuss sprang der Offizier hinüber, als zweiter Jim Stone.

Durch den stinkenden Qualm eilte Jim Stone zur zerlöschenden Decklampe. Wie

Geschichte vom Tangelangel!

Von Walter Verisch

„Marseille ist eine schlimme Stadt“, erzählte Kapitän Hundertmark in einer seiner guten Stunden, „oder hab' ich Ihnen die Sache schon mal erzählt? Es ist wohl schon vierzig Jahre her. Wir dösen durch die Tage, weil eine Frucht kommen soll und nicht kommt.“

Gegen neun Uhr bummel ich mal durch das Viertel hinter den Kais. Wilkins hatte mir erzählt, in Marseille gäbe es ein „El Garon“, da würde was an dem Tag gegeben. Ich finde das Ding denn auch und komme gerade, als 'n kleines Mädel tanzt, fein und schlank und blond. Alle Kerls stutzen sich die Augen, als das Mädel in einer Art Garderobe verschwand.

Ich warte 'ne Weile, höre und sehe nichts von dem Mädel, sehe aus und linke mal hinter den Vorhang, wo sie verschwunden ist. Eine Tür, wacklig und schief, das Licht fädert an den Ranten durch, und mit dem Licht eine gräßliche französische Stimme:

„Was?“ legt der Kerl drinnen, das ganze Etablissement ist voller Gentlemen, und du willst dich wieder mal nicht blicken lassen? Der Vertrag ist unterschrieben. Aber ehe ich es mit was anderem verjuche, werde ich dir mal selbst Erziehung beibringen...“, woraufhin irgend etwas an die Tür polterte. Ihm war bei meinem Dazwischenfahren in der nächsten Minute wie unter uns vorm Klubautermann, an den wir alle nicht glauben wollen — dann ist er mit einemmal da. Aber er war zu sehr Franzose, um nicht sofort eine Verbeugung zu machen und zu sagen: Oh, Pardou, Monsieur, ich wußte nicht, daß Sie mit Mademoiselle verabredet waren. Ich gehe schon.“

Erst jetzt sah ich Ihre dünnen Schultern, ihr überhörmliches Gesicht unter schwerem Haar, und ihre hellen, großen, schönen Augen. Ich hatte nicht eben die beste Schule im Umgang mit Damen hinter mir. Ich machte mit Dummerjungalanterie meinen Arm trumm, sie legte einfach ihre kleine Hand hinein, und dann guckten alle im rückerigen Saal, als wir uns zusammen an meinen Tisch setzten, und der Wirt brachte uns selber neuen Wein. Die Kleine gab sich alle Mühe, mich mit lustigen Dingen zu unterhalten, und da wir immer noch nicht den richtigen Kurs zueinander finden konnten, meinte sie plötzlich:

„Zahlen Sie. Wir werden gehen.“ Als ich auf die Straße trat, stand sie, weiß und zart anzusehen, ganz in einem Schal gewickelt, da und ging schweigend neben mir her.

Ebenso einfach schloß sie eine kleine Haustür auf. Auf alle meine Einwände bekam ich nur ein „Scht“, dann klapperte eine leichte Kette am Holz, ein Zimmer, eine Lampe, und da lag ich auf einem roten Plüschloka, wie zu Hause.

Mir war etwas aufgefallen: sie hatte blitzschnell ein Bild an der Wand umgehakt, das braune Papier nach vorn. Mein Kopf brummt ganz gehörig und ich hat sie um Kaffee. Sie ging in die Küche — da stand ich auf und drehte das Bild wieder richtig. Ein Vollmatrose mit der Mütze eines holländischen Dampfers war darauf — ein Janmaat, wie ich einer war. Sie kam, in der Hand ein Tablett mit Kanne, Tassen, Milch, Zucker, und stellte ab. Erst nachdem auch sie sich gelöst hatte,

ein Schatten folgte ihm sein Freund — Risto. Da stotzte Jim plötzlich. Vor der Kajütentür stand ein riesiger, schwererwundener Mann. Noch hielt seine Hand den Revolver schußbereit. Blutüberströmt, mit flackernden Augen, sah er Jim an, der noch immer regungslos zur Erde starrte. Dort lag seine Braut Marry tödlich getroffen, und der Mann, der vor ihr stand, war ihr Chef, Doktor Marten.

„Ich könnte dich jetzt über den Haufen schießen“, röherte der Schwerverletzte, „aber es hat doch keinen Sinn mehr.“ Die Waffe fiel zu Boden. Marten lehnte sich gegen die Wand, und unter Schmerzen preschte er hervor: „Mit mir ist es doch gleich zu Ende. Ihr habt mich wie ein Sieb durchlöchert.“

Jetzt hatte sich Jim gefaßt. Mit einem Sprung war er neben ihm, packte ihn an die Schultern und rief verzweifelt aus: „Aber Marry, wie kommt Marry hierher...?“

Marten sah zu der Toten hin. Ein Blick unangenehmer Liebe strömte aus seinen Augen. „Die Marry? — ist meine Frau! Es sollte die letzte Fahrt sein, dann hätten wir genug gehabt. Aber —“ er hob die Schultern hoch, „es stand nicht dafür. Wir hätten ehlich sein sollen... nun ist es wirklich unsere letzte Fahrt.“ Dann sackte er lautlos vornüber. Seine riesige Gestalt bedeckte seine Frau.

„Marseille ist eine schlimme Stadt“, erzählte Kapitän Hundertmark in einer seiner guten Stunden, „oder hab' ich Ihnen die Sache schon mal erzählt? Es ist wohl schon vierzig Jahre her. Wir dösen durch die Tage, weil eine Frucht kommen soll und nicht kommt.“

„Was du denkst, Tänzerin“, erklärte ich ihr, ist falsch. Du hast einfach gesagt, ich soll mitkommen. Und manchmal bin ich eben 'n blühsen auf den Mund gefallen. Danke schön für den Kaffee — und dann kann ich ja wieder gehen!“ Das sagte ich und nahm meine Mütze vom Haken. Da stand sie mit einem Rud auf.

„Ist das die Wahrheit?“ fragte sie selber. Sie sind ja gekommen, als er mich schlagen wollte, und Sie kannten mich doch nicht.“ Dabei streifte sie meine Hand, nahm mir die Mütze fort, sagte wieder mit ihrem hübschen, gelächelten Mund „Scht“ und zog selbe einen Vorhang zu einem anderen Zimmer beiseite. Mit ihren beiden Händen mußte sie die Lampe tragen. Drinnen stand ein großes Bett und daneben eine hunte Wiege.

„Sie konnte einen blonden Schopf sehen. Wie alt ist er?“ fragte ich.

Sie trug die Lampe wieder auf den Tisch. Morgen drei Jahre. Es ist ein Mädel. Sie heißt Dörte.“ Dörte.“ Das sprach sie mit ihrem spitzen Französisch so lustig aus, daß ich lachen mußte, aber gleich wurde ich wieder ernst, zeigte auf das Bild. „Der Vater?“

„Ja“, antwortete sie, „und nächstes Jahr macht er sein Examen. Die Bootsmannsheuer wird schon für uns reichen. Wenn er mal Steuermann ist, dann fängt das Leben erst richtig an.“

„Warum, zum Teufel, bist du denn Tänzerin?“ fragte ich sie.

„Ich habe nichts anderes gelernt, und zum Nähen sind meine Augen zu schlecht, mein Vater war blind, müssen Sie wissen, und die Augen von meiner Mutter allein haben wohl nicht gelangt. Er lernte mich in Le Havre kennen, da tanzte ich in Schenken und Vater spielte dazu. Dann ist der Alte gestorben und nun muß ich mich allein durchschlagen.“

„Marseille ist eine schlimme Stadt für eine Mutter“, sagte Kapitän Hundertmark nach einer Pause, „besonders wenn sie hübsch und jung ist.“

„Was ist denn aus ihr geworden?“ fragte ich lächlernd.

„Ja“, er rührte lange den Zucker in seinem Grog, „das ist eigentlich eine andere Geschichte. Er ist schon lange Kapitän auf einem Küstenfahrer und sein Haus steht unten in Blankenese dicht am Strand. Sie haben noch einen Sohn gekriegt, der mußte gestern bei mir für seine erste Fahrt an.“

„Und Dörte?“

„Dörte“, sagte er, und er guckte blinzelnd in das Scheinwerferlicht, in das eben ein schlankes Mädel mit einem Tarlatanrock und sehr großen hellen Augen trat. „Dörte — steht da oben. Das Tänzerinnenblut ist wohl durchgeschlagen, das Blut, das die Mutter mit dem blinden Vater durch die Anelpen von Le Havre trieb. Dörte ist vor einem Monat weggelaufen und Tänzerin geworden — sehen Sie nur hin, das Mädel kann was. — Ob wir beide, wenn wir ihr die Geschichte aus Marseille einmal erzählen, sie wieder nach Hause bringen?“

Achtzehn Mark

Nach einer wahren Begebenheit.

Von Hermann Ulrich-Hannibal

Emil ist der Kassenbote bei der Firma Leberecht Wizing, Heringsgroßhandlung. Schon sechzehn Jahre lang kassiert er Tag für Tag Rechnungen ein oder bezahlt Beträge für seine Firma.

Eines Tages hat Emil von der Firma Glaser & Co. einen größeren Rechnungsbetrag einliefert. Wie üblich schichtet er das Geld auf einem Zahlbrett übersichtlich auf, zunächst das Papiergeld und dann die Silbermünzen.

Er öffnet die Papierrolle und beginnt, die Markstücke aufzureihen, immer zwei und zwei zusammen. Ohne daß er gewahrt wird, legt er jedoch statt fünf immer sechs solcher Häufchen in eine Reihe, und siehe, es fehlt eine ganze Reihe und von der letzten auch noch vier Häufchen.

„Achtzehn Mark zu wenig.“

Emil staunt.

Der Kassierer addiert seine Zahlen in der Kassa- und Schuttbuchspalte auf, hält inne und springt von seinem Schemel, daß die Kassehöhe nur so fliegen. „Machen Sie keine Wige!“

Aber Emil macht keine Wige. Sein Gesicht ist feuerrot geworden.

Der Kassierer zählt, einmal, zweimal, — achtzehn Mark fehlen. „Haben Sie das Geld bei Empfang nicht nachgezählt?“ brüllt er den Kassenboten an.

Emil hat wohl die Banknoten nachgezählt, doch beim Silbergeld hat er auf die Papierrollen vertraut, worin die Münzen eingemüllt waren.

Emil zählt noch einmal. Die Summe bleibt um achtzehn Mark zu kurz. Der Kassierer ruft die Lehrlinge, den Korrespondenten, die Tippmamiells, das Geld nachzuzählen. Sie kieren alle auf das Zahlbrett. Es liegen nur acht Reihen Markstücke darauf. Bei der neunten fehlen vier Häufchen, und die letzte ganz.

Ja, achtzehn Mark zu wenig. Der Kassierer holt aus dem Papierkorb das bereits fortgeworfene Papier hervor, womit das Geld zu einer Rolle eingewickelt war und vergleicht, ob die Reihe der Markstücke in ihrer Länge mit den Rissen des Papiers übereinstimme.

Es stimmt haarkhart.

Emil durchsucht alle Taschen, ob sich nicht noch irgendwo löse Markstücke verstreut hätten. Nichts zu finden.

Der Kassierer rotet das Geld wieder ins Papier. Es ist genau zu sehen, daß nicht mehr Geldstücke im Papier zusammengemüllt waren.

Emil muß zurückgehen zur Firma Glaser & Co. und Mitteilung machen, daß er achtzehn Mark zu wenig erhalten habe.

Der Kassierer gibt ihm das Geld mit, daß er es dort noch einmal vorzählen kann, um den Beweis für den fehlenden Betrag zu erbringen.

„Es ist unmöglich“, sagt der Kassierer der Firma Glaser & Co., „ich habe das Geld erst heute vormittag von der Bank bekommen.“

Emil zählt die Scheine wieder auf, öffnet die Rolle und legt die Markstücke reihenweise auf den Ledertisch.

Mit Luhsaugen folgt der Kassierer den Bewegungen Emils. Der Chef, Herr Glaser persönlich, ist dazugekommen und hält es auch für ausgeschlossen.

Emil zählt. Vier fremde Augen halten an seinen Fingern. Achtzig Mark, neunzig Mark, hundert Mark.

Emil ist platt.

„Sagte ich nicht, daß es stimmt!“ triumphiert der Kassierer.

Emil ist noch immer platt. Er gesteht, daß er, der Kassierer, der Korrespondent, die Lehrlinge und die Stenotypistinnen der Firma Leberecht Wizing das Geld nachgezählt und daß alle achtzehn Mark zu wenig festgestellt haben.

Aber es hilft nichts. Vor ihm liegen volle hundert Mark. Zufrieden ausatmend läßt er sie wieder in seine Tasche verschwinden und macht sich auf den Rückweg.

Der Kassierer ist in Klängen, daß die Firma Glaser & Co. es abstreiten könnten, dem Boten achtzehn Mark zu wenig gegeben zu haben.

Mit lächelndem Gesicht erscheint Emil.

„Das Geld stimmt, das Geld hat vorher auch gestimmt!“ und zählt es wieder auf das Kassenbrett auf. Volle hundert Mark.

Der Kassierer, der Korrespondent, die Lehrlinge und die Stenotypistinnen machen lange Nasen. Sie haben doch alle gezählt und gesehen, daß achtzehn Mark zu wenig waren. Unmöglich, daß sie sich alle so geirrt haben sollten.

„Mädelhaft“, sagt der Kassierer, klopfte seinem Boten auf die Schulter und gibt ihm aus dem Geldschrank eine von den guten Geschäftsigarren, die sonst nur für Geschäftsfreunde der Firma da sind. Er freut darüber, daß sich die Differenz so gut aufgelöst hat.

Mädelhaft ist dieser Vorfall aber allen doch.

